

Inhaltsverzeichnis

- «Möglichst lautlos» oder doch ein bisschen hörbarer?
 - [Hundert Jahre Bauen am Bestand der Zürcher Altstadt](#)
 - [Die ‹Erfindung› des Bauens im Bestand](#)
 - [Anpassung an die Tradition](#)
 - [Abstrakter, atmosphärischer, rustikaler](#)
 - [Multiple Vergangenheiten?](#)
 - [Anmerkungen](#)
 - [Cent ans d'interventions sur l'existant en vieille ville de Zurich](#)
 - [«Possibilmente silenzioso» lo comunque ben percettibile? Cent'anni di interventi sull'esistente nel centro storico di Zurigo](#)
 - [Zum Autor](#)

«Möglichst lautlos» oder doch ein bisschen hörbarer?

Hundert Jahre Bauen am Bestand der Zürcher Altstadt

Seit mehr als hundert Jahren bildet das Bauen im Bestand - mit unterschiedlichen Konjunkturen - einen Teil der Gegenwartsarchitektur der jeweiligen Epoche. Zu verorten in einem Grenzbereich zwischen der Restaurierung auf der einen Seite und dem Neubau auf der anderen, stand das Thema meist im Zeichen der Sorge um das traditionelle Stadt- und Landschaftsbild. Gemeint war somit in der Regel weniger der Umgang mit eigentlichen Baudenkmälern als vielmehr die Haltung gegenüber jenen Bauten, die man in der jeweiligen Zeit gerade noch nicht als ein eigentliches Denkmal sah, das heisst: der Umbau und der Ergänzungsbau im historischen Kontext. Am Beispiel der Zürcher Altstadt lässt sich zeigen, wie das architektonische Spektrum von Anpassung und Differenz im Lauf des 20. Jahrhunderts die Auseinandersetzung um das Bauen im Bestand prägte.(1)

Die ‹Erfindung› des Bauens im Bestand

In dem Sinn, wie wir die Aufgabe heute kennen, nahm die Auseinandersetzung mit dem Bauen im Bestand ihren Anfang kurz nach 1900 im Umfeld der Heimatschutzbewegung, und sie erlebte hier jedenfalls eine rasche und erstaunliche Konjunktur. Nachdem sich die gebaute Umwelt in der Folge der Industrialisierung mit einer zuvor ungekannten Geschwindigkeit gewandelt hatte, mehrten sich aus einem Gefühl des Verlusts die Bemühungen um eine Erhaltung des traditionellen Stadt- und Landschaftsbildes. Von Anfang an ging es den Vertretern der Heimatschutzbewegung dabei aber weniger um eine Konservierung des Bestehenden; vielmehr wollte man die Wünsche nach einer

Erhaltung mit der durchaus als notwendig verstandenen Modernisierung vereinbaren. Die Frage nach der Gestaltung des Neuen, die damit in den Vordergrund rückte, beantwortete man fast durchwegs mit der Forderung nach dem Anschluss an die ‹Tradition›.

«Als Beispiel eines Neubaues, der sich gut in das alte Strassenbild einfügt», führte etwa Max Dvořák 1916 in seinem *Katechismus der Denkmalpflege* das Postgebäude von Hall in Tirol an, das 1910–1913 von Theodor Fischer erbaut worden war (Abb.1): einen Neubau, der sich mit einer gekrümmten Bauflucht, einem vorspringenden Gebäudetrakt und der Übernahme der Traufhöhe in die Wände des platzartig geweiteten Strassenzugs einfügte und mit Turm, Spitzbogenarkaden und barockisierender Einzelbefensterung ‹heimatliche› Architekturformen aufgriff.(2) Ganz in diesem Sinn etablierte sich in den Jahren zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg fast durchwegs ein mehr oder weniger reduzierter Heimatstil als Massstab für Neubauten in der Altstadt (oder auch im traditionellen Landschaftsbild). Gefordert war eine Architektur, die mit der Aufnahme vernakulärer Bauformen vor allem auf die Wirkung im städtebaulichen Zusammenhang zielte. Umgekehrt wurde die Anhäufung historischer Baiformen im Sinn des 19. Jahrhunderts nicht nur deshalb vermieden, weil man den Eklektizismus nun als ‹traditionslos› empfand. Der zurückhaltende Einsatz von Zierformen diente auch dazu, den Neubau gegenüber seiner Umgebung möglichst unauffällig in den Hintergrund treten zu lassen.

Für die frühen Heimatschützer waren solche Bemühungen um das Bauen im Bestand (das damals noch nicht so hieß) gleichbedeutend mit jenen um die ‹Baukultur› überhaupt (ein Begriff, der in diesem Umfeld zum ersten Mal auftauchte). Tatsächlich zeigt sich in dieser Gleichsetzung auch aus heutiger Sicht noch der Zwiespalt der Bewegung: Auf der einen Seite kann man ihren Protagonisten zweifellos eine Sensibilität für den Verlust des traditionellen Stadt- und Landschaftsbildes attestieren, d.h. ein Bewusstsein für die Kehrseite der Industrialisierung, das man seinerseits wiederum als genuin modernes Phänomen sehen muss. Problematischer scheint aus heutiger Sicht wohl die vorgeschlagene Therapie, wurde der gebauten Umwelt doch praktisch immer ein rigider Traditionalismus verschrieben. Gerade diese Ambivalenz in der Deutung, die auch aus heutiger Sicht kaum wegzudiskutieren ist, unterstreicht dabei die Aktualität der Problemstellung.

Dieser Zwiespalt prägte die Geschichte des Bauens im Bestand über weite Strecken, zumal da, wo es um die Erhaltung des Stadtbilds ging. Gewiss gab es seit jeher auch einen gänzlich anderen Zugang zum Bauen im Bestand, wenn man die Aufgabe in einem sehr allgemeinen Sinn versteht: jenen des Umbaus, der sich um das Erscheinungsbild des Vorzustands nur wenig kümmert oder dieses auch absichtlich verändert. 1929 publizierte Hans Bernoulli im damals von ihm redigierten *Werk* ein Heft zum denkbar unmodischen Thema «Umbauten».(3) In Übereinstimmung mit den damals beliebt werdenden Purifizierungen wurden hier etwa Anleitungen gegeben, wie sich ein Bauwerk des Historismus – auf gestalterisch teilweise durchaus interessante Weise – zu einem solchen des Neuen Bauens verwandeln liess (Abb.2). Gerade für das Bauen in der Altstadt tauchte aber selbst hier ein Beispiel auf, welches nicht etwa bloss auf moderne Formen verzichtete, sondern das Alte noch sehr viel ‹älter› machte (Abb. 3): ein von Bernoulli selbst umgebautes Basler Altstadthaus, das getreu den Idealen zeitgenössischer Stadtbildpflege neue gotisierende Reihenfenster erhalten hatte, während der Verkaufsladen im Erdgeschoss statt seinem Schaufenster aus dem 19. Jahrhundert nun einen altertümlichen Bogen zeigte und auf der Fassade in Fraktur angeschrieben war.

Im Umgang mit der Altstadt zeigt sich so die schwierige Suche nach einer Architektur, welche dem ebenso berechtigten wie breit geteilten Anliegen nach einer Erhaltung des überkommenen Stadtbilds gerecht würde. Gleichzeitig sollte hier lange eine Haltung überdauern, für welche die geforderte ‹Erhaltung› des Stadtbilds oft schnurstracks in dessen Überformung nach dem Ideal eines rigiden Traditionalismus resultierte. In einem Längsschnitt durch das 20. Jahrhundert soll dies an einigen Beispielen aus der Altstadt von Zürich illustriert werden.

«Anpassung» an die «Tradition»

Der österreichische Architekt und Historiker Friedrich Achleitner schrieb im Hinblick auf den Heimatstil der Zwischenkriegszeit einmal: «Das ideologische Bindemittel dieser Baukultur ist jedoch flüssig, es ist, wie wir alle wissen, das Bier.»(4) Gemeint war damit das Phänomen, dass Biergaststätten in Heimatstilformen in jenen Jahren eine auffallend beliebte Bauaufgabe in den Altstädten waren. Dies gilt auch in Zürich, wo der neue «Zeughauskeller» 1926/27 eines der ersten Anzeichen für die zunehmende Wertschätzung der Altstadt gab. Realisiert vom Restaurator-Architekten Martin Risch, handelte es sich dabei um einen sehr weitgehenden Umbau, welcher aus dem ausgeweideten mittelalterlichen Zeughaus eine neue Bierhalle schuf (Abb. 4). In der Vergnügungslandschaft der Zürcher Altstadt gehört diese mit ihrem monumentalisierten neomittelalterlichen Saal seither nicht nur zum festen Bestand der «Tradition»; sie wurde in der zeitgenössischen Fachpresse auch als durchaus ernsthafter Beitrag zum Bauen in der Altstadt wahrgenommen: «In der Tat ist dieser «Zeughaus-Keller» mit seiner schweren Balkendecke auf den runden Stein-Pfeilern eine ganz famose Bierhalle geworden, deren Besichtigung jedem empfohlen sei, der sich für derartige Anpassungsprobleme interessiert (die Verunstaltung der Decke durch ein vom Wirt daran gehängtes abscheuliches Lautsprechergehäuse wird die «Brauerei Hürlimann» als kunstfreudiger Bau- und Hausherr wohl alsbald wieder zum Verschwinden bringen).»(5)

«Anpassung» an die Altstadt war in den darauffolgenden zwei oder drei Jahrzehnten immer stärker ein Thema.(6) Als 1938 am Münsterhof, dem prominentesten Platz der Zürcher Altstadt, zwei Häuser durch einen Neubau ersetzt werden sollten, regte sich in der Stadtöffentlichkeit wie auch in der Fachpresse Kritik. Diese richtete sich nicht etwa gegen den Abriss als solchen, sondern gegen die streng kubischen und auffällig geschmückten Formen des Projekts. Die Kantonale Natur- und Heimatschutzkommission erarbeitete einen Abänderungsvorschlag, und die *Bauzeitung* beschrieb den Münsterhof in seinem bestehenden Zustand, um daraus die Forderung abzuleiten: «Das ist die bauliche Atmosphäre, in die der Neubau sich unbedingt und möglichst lautlos einzufügen hat.»(7) Die Architekten Ernst und Bruno Witschi überarbeiteten ihr Projekt entsprechend, worauf der Neubau schliesslich 1938 realisiert wurde (Abb. 5/6). Vor allem waren die Gebäudefronten in Anlehnung an die früheren Baufluchten nun mehrfach abgeknickt; gleichzeitig hatte der Bau eine möglichst unauffällige Einzelbefensterung mit Steingewänden erhalten, während die Pfeiler der Erdgeschosslaube (diese hatte man zur Strassenverbreiterung angelegt) massiver gestaltet waren.

War der Ersatzneubau am Münsterhof zunächst ein Einzelfall gewesen, machte man das Vorgehen in der Folge zur Grundlage für eine planmässige Erneuerung der Altstadt. Gefördert durch Arbeitsbeschaffungskampagnen des Bundes, wurde unter Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner 1946 ein eigenes «Büro für Altstadtsanierung» institutionalisiert. Die Tätigkeit dieser Amtsstelle schlug sich in zahlreichen Ersatzbauten an verschiedenen Stellen der Altstadt nieder. Beispielhaft ist ein vom Architekten Max Kopp (dem langjährigen und einflussreichen Bauberater des Heimatschutzes) realisierter Neubau an der Kirchgasse (Abb.7/8). Ganz in Übereinstimmung mit den stadtbildpflegerischen Vorstellungen der Sanierungskampagnen ersetzte dieser die unregelmässigen Formen seines Vorgängerbaus durch gotisierende Reihenfenster, während die Dachterrasse als Zutat des 19. Jahrhunderts verschwand und der Neubau stattdessen ein «heimatisches» Satteldach mit tiefliegendem Knick erhielt. Spätestens beim Blick auf die Sanierungskampagnen der 1940er und 50er Jahre drängt sich eine Beobachtung auf, die auch heute noch für jegliche Ersatzbautätigkeit zutrifft: dass ein einzelner, als Ausnahme realisierter Ersatzneubau durchaus auch aus heutiger Sicht eine gute Lösung sein kann, dass aber der planmässige Ersatz ganzer Quartiere durch solche «angepassten» Neubauten eine Überformung des Stadtbilds nach den Massgaben traditionalistischer Architekturvorstellungen bedeutet. Nach den zeitgenössischen Intentionen war dies ja das Ziel.

Abstrakter, atmosphärischer, rustikaler

Im Lauf der 1950er Jahre kamen die Sanierungskampagnen aus verschiedenen Gründen an ein Ende, nicht nur, aber auch wegen der zunehmenden Kritik. «Die Stadt unsrer Vorfahren schlichterding niederzureissen, um Platz zu haben für unsere eigene Stadt, wäre verrückt; es gäbe einen Sturm der Empörung. In der Tat machen wir das Verrücktere: wir verpfuschen die Stadt unsrer Vorfahren, ohne dafür eine neue zu bauen», schrieb Max Frisch 1953 in seiner bekannten Glosse *Cum grano salis*.⁽⁸⁾ Gleichzeitig hatte das Anliegen der Sanierung an Dringlichkeit verloren, war doch mit dem Penizillin das Hauptproblem der Altstädte heilbar geworden. Die Altstadt bestand nicht mehr aus ‹Tuberkulosehöhlen›; stattdessen wurde der Charme des alten Gemäuers nun gerade auch von Intellektuellen entdeckt. So meinte der städtische Denkmalpfleger (zu dem man den Leiter des ehemaligen Büros für Altstadtsanierung umfunktioniert hatte) 1964 in einem Artikel über die neuen Schutzbüchern für die Altstadt, es sei «oft verwunderlich, wie reizvoll eine Altstadtwohnung durch die Hand eines geschickten Architekten umgestaltet und modernisiert werden kann und wieviel Atmosphäre ein solches Heim auszustrahlen vermag».⁽⁹⁾ Ein frühes und damals auch publiziertes Beispiel für die später überaus beliebt gewordene Dachbalkenromantik hatte der Innenarchitekt und Designer Wilhelm Kienzle schon Mitte der 1940er Jahre in einem Haus am unteren Limmatquai realisiert (Abb. 9): Möbel in den für die Zeit charakteristischen, zwischen Moderne und Heimatstil changierenden Formen waren hier mit dem dunkelbraunen Dachstuhl und den kontrastierend weissen Wandflächen (und mit dem bald obligat werdenden Cheminée) in ein betont rustikales Ensemble eingebunden.⁽¹⁰⁾

Die Ersatzbautätigkeit wurde etwas seltener; gerade um 1960 herrschte im Hinblick auf die gewünschte Architektursprache aber keineswegs Einigkeit. So fand der einflussreiche Architekturkritiker Peter Meyer in seinem Aufsatz *Neubauten in der Altstadt* von 1958 den erwähnten, doch recht deutlich historisierenden Neubau von Max Kopp eine «für diesen Sonderfall vorbildliche Lösung»⁽¹¹⁾, zumal er in der unmittelbaren Umgebung des Grossmünsters stehe, und der städtische Denkmalpfleger Richard A. Wagner führte denselben Bau in seinem Aufsatz von 1964 gar als Beispiel «massvoller Verwendung überliefelter Formen»⁽¹²⁾ an. Gleichzeitig bildete Wagner mit einer seit der frühen Heimatschutzbewegung beliebten Strategie eine Fotomontage ab, um zu demonstrieren, dass auch ein an sich guter Neubau im Kontext der Altstadt die falsche Lösung sein könne (Abb. 10). Deutlich war aber jedenfalls eine Tendenz zur weiteren Abstraktion in Sicht. Nicht gerasterte Vorhangsfassaden, sondern kubische Kompositionen in Sichtbeton und anderen Materialien wurden genau gleichzeitig in einem Wettbewerb diskutiert, den der Schweizerische Werkbund (SWB) zu seinem 50-jährigen Jubiläum veranstaltete und der einen Neubau des ‹Samen-Mausers› unmittelbar gegenüber dem Rathaus zum Thema hatte (Abb. 11).⁽¹³⁾ Die Projekte blieben schliesslich (und glücklicherweise) unrealisiert, bevor die Debatten für eine Reihe von Jahren ganz vom Abbruch der alten ‹Fleischhalle› bestimmt wurden.

Genau wie die ‹Fleischhalle› war auch die Grossmünsterkapelle mit der angrenzenden ‹Helferei› wegen ihrer eklektizistischen Formen ein Ärgernis für die immer noch vorhandenen Anhänger der Altstadtsanierung. Als 1961 der – auch von der Stadt noch unterstützte – Abbruch der wichtigen Baugruppe bevorstand, regte sich mit Presseartikeln vor allem in der NZZ und mit der Gründung eines Komitees ‹Pro Kirchgasse› Protest, der schliesslich 1964 in die Ablehnung des Baukredits in einer Volksabstimmung mündete. Nachdem man die Neubauprojekte begraben hatte, wurde ein (insgesamt der zweite) Wettbewerb veranstaltet und der Baukomplex schliesslich 1971–1974 nach dem Siegerprojekt des Architekten Manuel Pauli durchgreifend umgebaut (Abb. 12).⁽¹⁴⁾ Während man die neugotische Grossmünsterkapelle von 1858 in ihrem Erscheinungsbild nicht antasten wollte, sich im Zug des Umbaus aber gezwungen sah, sie faktisch abzubrechen und anschliessend zu rekonstruieren, sollten sich die Ergänzungen nach dem Willen des Architekten deutlich vom alten Bestand absetzen: «Neues nach heutigem Gebrauchs- und Formempfinden auswählen und ins

Gesamtmosaik einfügen.»⁽¹⁵⁾ «Modische Vorstellungen kreierten einen rustikalen Raum, in dem freigelegte Torbögen Staffage stehen», hiess es im Bericht der Denkmalpflege nicht eben freundlich zum Resultat.⁽¹⁶⁾ Tatsächlich waren für die Eingriffe hier auch Zerstörungen nötig, die man besonders aus heutiger Sicht bedauern kann. Mit Terrakottaplatten, einem unregelmässig-rauen Wandverputz, viel massig dimensioniertem Naturholz und vom Architekten selbst entworfenen Möbeln war aber jedenfalls eine Atmosphäre geschaffen, die sich mit ihrer betonten Bescheidenheit auch als ein sehr zeittypischer und qualitätvoller Beitrag zum Bauen im Bestand im Sinn der 1970er Jahre zeigte (kürzlich wurde der Bau bei einer neuerlichen Renovation nochmals stark umgestaltet). Wie man das Dilemma zwischen Zerstörung und Neugestaltung entscheidet, das sich beim Bauen im Bestand oft zeigt, hängt natürlich vom Wert ab, den man dem vorherigen Zustand zumisst.

Multiple Vergangenheiten?

Es ist in diesem Sinn kein Zufall, dass Beispiele für eine besonders freie Form des Bauens im Bestand in den letzten Jahrzehnten tendenziell eher ausserhalb der Altstädte zu finden waren. Als chronologischer Abschluss dieses gerafften Längsschnitts durch das 20.Jahrhundert kann aber doch noch einmal ein Fall aus der Zürcher Altstadt dienen: der kürzlich fertiggestellte Umbau des Hauses «zum Goldenen Schwert». Schon in der Ankündigung des Projekts konnte man den etwas sonderbaren Satz lesen, der Dachfirst des Hauses werde «zwar» gedreht, doch solle sich das Haus «damit besser in die Umgebung einfügen».⁽¹⁷⁾ Eine bauliche Veränderung zur besseren Einfügung in die Umgebung? Man stutzt und stutzt nicht angesichts der Tradition des Ersatzneubauens in der Altstadt. Ausgangspunkt war ein ehemaliger Kino- und Hotelbau, der 1950/51 im Rahmen der Altstadtsanierung errichtet worden war (Abb. 14). 2010 –2014 realisierten die Architekten Miller & Maranta einen Umbau, der in gewisser Umkehrung eines verbreiteten Vorgehens die Gesamterscheinung des Gebäudes vollkommen veränderte, Substanz und Atmosphäre (zumindest an der Fassade) aber erstaunlich weitgehend bewahrte (Abb. 15). Resultat ist ein Haus, das näher an seinen Urahnen herangerückt ist, gleichzeitig aber auch mit dem Reiz des Neubaus von 1951 spielt. Die spröde Detailgestaltung der Fenster und die für die Aufstockung übernommenen filigranen Rolladengestänge weisen ebenso in die 1950er Jahre wie das wohl absichtsvoll muffige Grüngrau der Fassade. Der (wohl ebenfalls absichtsvoll) ungelenke Giebel und die übermässige Höhe des Baus hingegen wirken wie ein Echo auf den 1949 abgebrochenen Vorgängerbau, das eigentliche Haus «zum goldenen Schwert» (Abb. 13). Eine «Anpassung» oder eher Anspielung in doppelter Richtung, vermeidet der Bau zumindest die Falle des homogenisierten Stadtbilds. Ob man ihn aus der Distanz einiger Jahrzehnte noch als Bau des frühen 21. Jahrhunderts erkennen wird oder ob es dafür ebenfalls eine Lesehilfe brauchen wird, ist schwerlich zu entscheiden.

Anmerkungen

Der Aufsatz ist Stanislaus von Moos gewidmet, der kürzlich seinen 75.Geburtstag gefeiert und vor siebeneinhalb Jahren im Typoskript der Lizentiatsarbeit des Verfassers das hier im Titel aufgenommene Zitat unterstrichen hat. Ihm sei an dieser Stelle ganz herzlich gratuliert.

1 Der Verfasser hat die Geschichte des Umgangs mit der Zürcher Altstadt in einem Buch dargestellt, dort mit Fokus auf den Sanierungskampagnen der 1920er bis 50er Jahre: Melchior Fischli. *Geplante Altstadt: Zürich, 1920–1960* (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 79 = 176. Neujahrsblatt). Zürich 2012. Der Aufsatz streift einzelne Themen des Buches und bringt zudem einige Addenda.

2 Max Dvořák. *Katechismus der Denkmalpflege*. Wien 1916, S.133.

3 Vgl. *Das Werk* 16, 1929, H.3, S.65–82. 4 Friedrich Achleitner. *Region, ein Konstrukt?*

Regionalismus eine Pleite? Basel etc. 1997, S.26.■5 SBZ (*Schweizerische Bauzeitung*), Bd.92, 1928, S.279–282 u. Tff.24/25, hier S.281.

6 Vgl. insbes. zu diesen Entwicklungen Fischli 2012.

7 Zit. nach Fischli 2012, S.82.

8 Zit. nach Fischli 2012, S.179f.

9 Richard A. Wagner. «Zürcher Altstadtprobleme – Neue Bauvorschriften für die Altstadt». In: *Heimatschutz* 59, 1964, Nr.2, S.29–43, hier S.31.

10 Claude Lichtenstein. *Wilhelm Kienzle*. Ausst.-Kat. Museum für Gestaltung Zürich. Zürich 1991, S. 50; Hans Guyer, Ernst Kettiger. *Möbel & Wohnraum*. Erlenbach-Zürich 1946, S.112.

11 Peter Meyer. «Neubauten in der Altstadt». In: *SBZ* 76, 1958, S. 388–391, hier Tf.35.

12 Wagner 1964, S. 41.

13 Vgl. *SBZ* 82, 1964, S. 146–152.

14 Zum Kampf um die Erhaltung vgl. Jean-Daniel Gross. *Ächtung und Rehabilitation des Historismus in Zürich. Der Wandel in der Rezeption historischer Architektur von 1960 bis 1980 in der Stadt Zürich und seine Bedeutung aus Sicht der Denkmalpflege*. Diss. ETH Zürich 2006, S.124–133, u. *Zürcher Denkmalpflege*, Bericht 7, Teil 1: 1970–1974, S. 234–236; zum Umbau Manuel Pauli. «Umbau und Renovation der Grossmünsterkapelle und Helferei in Zürich». In: *Werk* 62, 1975, S.475–480.

15 Pauli 1975, S.478.

16 *Zürcher Denkmalpflege*, Bericht 9, Teil 2: 1974–1979, S.30f., hier S.31.

17 *NZZ*, 3.11.2011, S.24.

Cent ans d'interventions sur l'existant en vieille ville de Zurich

Le présent article décrit, en s'intéressant au cas de la vieille ville de Zurich, certaines des approches qui présidèrent à la transformation du bâti existant au cours des cent dernières années. Dans l'aire d'influence du « Heimatschutz » allemand, un style régionaliste plus ou moins épuré s'était établi, peu après 1900, comme norme pour les nouveaux bâtiments érigés dans les villes historiques. Conformément à ce modèle furent d'abord réalisées, dans le Zurich des années 1920 et 1930, quelques opérations de démolition- reconstruction qui témoignaient, de par leur « adaptation » architecturale à l'existant,■du regain d'intérêt dont bénéficiait alors la vieille ville. L'extension systématique de cette approche à tout le centre historique par le■« Büro für Altstadtsanierung » – un service constitué, en 1946, pour conduire la rénovation de la vieille ville – révèle la manière dont les bâtiments construits en remplacement des anciens transformèrent peu à peu le paysage urbain en fonction d'une conception traditionnaliste de l'architecture. Après que la vieille ville fut devenue, précisément du fait de ses qualités « atmosphériques », un quartier d'habitation prisé, la seconde moitié du XXe siècle fut marquée par le succès du style rustique, mais aussi par la montée en puissance d'une abstraction qui permettait d'affirmer la contemporanéité des interventions sur l'existant.

«Possibilmente silenzioso» o comunque ben percettibile? Cent'anni di interventi sull'esistente nel centro storico di Zurigo

Il contributo illustra, con l'esempio del centro storico di Zurigo, diverse posizioni nell'intervento sull'esistente adottate negli ultimi cento anni. Poco dopo il 1900, soprattutto nell'ambito del movimento dell'Heimatschutz tedesco, si impose quale modello di riferimento per interventi sostitutivi nel centro storico uno stile regionalista, tendenzialmente semplificato sul piano formale. Su questa falsariga, negli anni Venti e Trenta a Zurigo furono realizzati dapprima singoli edifici, che in virtù del loro «ambientamento» al contesto preesistente attestavano una nuova attenzione alla valorizzazione del nucleo storico. L'estensione sistematica di questo approccio all'intera città vecchia, attraverso la creazione nel 1946 di un «ufficio per il risanamento del centro storico», rivelò come nell'insieme i singoli edifici sostitutivi - in sintonia con gli obiettivi di questa campagna urbanistica - comportarono una graduale trasformazione della città secondo i precetti di un'architettura tradizionalista. Nella seconda metà del XX secolo, la conversione del centro storico in zona residenziale di pregio, caratterizzata da un'atmosfera peculiare, favorì un'ampia diffusione di un'architettura «rustica». Nello stesso tempo, tuttavia, si affermò anche una crescente astrazione formale, quale strumento privilegiato per manifestare la propria contemporaneità negli interventi sull'esistente.

Zum Autor

Melchior Fischli ist Kunsthistoriker in Zürich und Mitglied der Redaktionskommission von *k+a*. Er arbeitet vor allem über Themen aus der Geschichte und der Theorie der Denkmalpflege. Kontakt: melchior.fischli@bluewin.ch